



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andreas-v. Reyher, Alexander: Im Flecken : Erzählung aus der russischen
Provinz : zwölftes Kapitel: Auf der Spur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So ergibt sich also, daß die heutige Lage in Marokko den deutschen Interessen de jure wohl genügend gerecht wird, daß de facto aber ihre Wahrung äußerst schwierig und nur möglich ist, wenn die Kaiserliche Regierung bei jeder auftauchenden Frage von den im Abkommen zugestandenen Rechten den energischsten und rigorossten Gebrauch macht, und wenn ferner die deutschen Interessenten bei jeder sich bietenden Gelegenheit rechtzeitig mobil machen bezw. mobil gemacht werden. Bei der Vielseitigkeit der sich in Zukunft bietenden Aufgaben und der Kompliziertheit der einschlägigen Verhältnisse erscheint es dringend nötig, daß die deutsche Regierung nach dem Vorbild der englischen gleichfalls einen mit den marokkanischen Verhältnissen durchaus vertrauten und mit den Interessenten in Fühlung stehenden Handelsattaché für Marokko ernennt. Die Aufgabe desselben müßte nicht nur in rechtzeitigen Hinweisen auf sich bietende Gelegenheiten, sondern auch in der Sammlung aller wirtschaftlichen Kräfte und der energischen Wahrnehmung der im Abkommen verbrieften Rechte bestehen. Auf diesem Wege wird es vielleicht möglich sein, unsere bedrohten Wirtschaftsinteressen in Marokko einigermaßen zu schützen.



Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas=v. Kexher

Zwölftes Kapitel: Auf der Spur.

Der Südwind stellte sich ein. Warmer Regen löste den Schnee. Maria Verkündigung behauptete die diesem Feste in der Gegend zugeschriebene Eigentümlichkeit, daß kein Eis länger standhalten könne. Die Schollen trieben lustig auf dem angeschwollenen Bache am Flecken vorbei hinunter zum Flusse. Bachstelzen riefen an dem sandigen Ufer, trippelten zierlichen Laufes den eben erschienenen Insekten nach und wippten dazu mit den langen Schwänzchen. Die Schnepfen mußten angekommen sein.

Dkolitsch ging mit der Flinte und Boi durch den Flecken, um den ersten Versuch des Anstandes hinter der Poststation zu machen, wo der Wald undichter und daher vom Schnee entblößter war. Als er eben den Hauptplatz querte, begegnete ihm ein betrunkenener Mensch, dem Anscheine nach ein Bauer, der ihn pöflich anblinzelte. Dkolitsch blieb stehen und sah ihm nach. Das schlaue Gesicht, die kleine, schmutzige Gestalt — haha, das war ja der Kerl, den er vor einem Jahre am hohen Chausseehange vor dem Niederstürzen samt dem Wagen und Pferde behütet und der ihn darauf des Diebstahls beschuldigt hatte. Lächelnd verfolgte er ihn mit den Augen. Vor der Polizeiverwaltung stand der alte Schutzmann Onissim und guckte mit unzufriedenem Gesicht auf den schwankenden Bauern. Dieser zog die Mütze, und der Schutzmann rief ihm barsch nach:

„Hast du dich wieder angesogen, versoffene Frazel!“

Okolitsch wandte sich, um weiterzugehen. Da sah er, wie der Hund auf der Spur des Bauern eifrig schnupperte und dabei wedelte.

„Gefällt dir der Geruch des Saufbruders, Voi?“

Der Hund hob den Kopf zu ihm, sträubte das Haar und knurrte. Kalt lief es dem Jäger über den Rücken. Sollte es möglich sein!

„Wer ist es, Voi?“

Nochmals machte das Tier sich an die Spur, verfolgte sie ein Stückchen, wedelte mit dem Schwanze, wandte sich zum Herrn, sträubte von neuem das Haar und knurrte heifer.

Nun hielt Okolitsch jeden Zweifel für ausgeschlossen. Hastig schritt er aus, auf den Schutzmann zu. Der Hund schien nur darauf gewartet zu haben. Mit einem schreiartigen Ton, den man für Freude oder für Zorn nehmen konnte, sprang er vor und wollte forteilen, dem Bauern nach.

„Zurück, Voi!“

Gehorsam begab er sich hinter seinen Herrn.

„Onissin,“ sprach Okolitsch, jetzt bereits ruhig und gesammelt, „sage doch, Bruder, kennst du den Menschen, der dich so tief grüßte?“

Der Alte warf einen bösen Blick auf die schmutzige Gestalt, die eben um die Ecke bog.

„Wie soll ich ihn nicht kennen! Das ist ja der Saufaus Nikifor, der im Flecken Aborte reinigt.“

Das stimmte nicht recht. Okolitsch hatte ihn zu genau erkannt. Der Mann war kein Fleckenbewohner, sondern ein Bauer vom Lande.

„Srrst du nicht, Onissin? Ich weiß, daß es ein Landmann aus der Umgegend ist.“

„Nun ja, er ist auch aus der Umgegend. Er kommt zum Reinigen in der Nacht hergefahren. Heute, am Feiertage, hat er wohl Geld für die Arbeit einkassiert und sich natürlich betrunken.“

„Er wohnt dort“ — Okolitsch wies mit der Hand zurück — „an der Chaussee zum Gouvernement?“

„Sawohl, er hat da seinen Hof in der Nähe der Chaussee.“

„Weißt du vielleicht, in welchem Dorfe?“

„Nein, aber ich habe gehört, daß es etwa acht Werst dahin seien. Es lebt dort eine ganze Verwandtschaft von solchen nichtsnutzigen Kerlen.“

Eine ganze Verwandtschaft! Gewiß. Damals, im vorigen Jahre fand sich auf der Chaussee ja auch gleich ein Schwager — Himmel! Okolitsch fühlte, wie ihm heiß wurde. Der Schwager! Das war ja der lange Kerl mit den kleinen, stehenden Augen und dem gelbblonden Barte, den er vor einigen Tagen durch Bärengebrüll verschleucht hatte. Jetzt wurde es klar vor seinen Augen. Der kleine, schmutzige Nikifor — den hatte er wahrscheinlich im vorigen Herbst in der Dunkelheit gepackt, wobei das Laternchen in den Graben gerollt war. Dessen Spur war es gewesen, die der Hund damals erkannt hatte, weil ihm der Geruch im Frühjahr so aufgefallen war, und daß dieser Geruch ihn ganz besonders interessiert hatte, war begreiflich, da der Kerl Aborte reinigte. Der Schwager aber — darauf hätte Okolitsch schwören mögen — das war der Kerl, der das

Brecheisen gehandhabt, die Magd niedergeschlagen und ihm selbst um ein Haar das Lebenslicht ausgeblasen hätte.

„Sie haben ihm wohl Handgeld voraus gegeben, und er kommt nicht zur Arbeit?“ sagte Onissin, der sich darüber wunderte, daß der junge Mann schweigend vor ihm stand. „Dabei läßt sich gar nichts tun. Er treibt es mit allen so.“

Okolitsch befann sich.

„Nein,“ antwortete er kaltblütig, „ich wollte mit ihm sprechen, aber es lohnt nicht die Mühe. Heute ist er doch nicht zurechnungsfähig.“

„So ist es,“ bekräftigte der Schutzmann. „Am Feiertage ist er zu nichts zu brauchen.“

Okolitsch ging langsam weiter. Sollte er gleich Wolski auffuchen? Er schüttelte den Kopf. Oder sollte er sich erkundigen, ob der Bezirksaufseher im Flecken anwesend sei? Auch das gefiel ihm nicht. Er bog seitab in die Gasse, um die Chaussee zu erreichen und sich auf dieser nach Hause zu begeben. Er mußte mit Schejin Rücksprache nehmen und mit ihm überlegen, was zu tun sei. Ohne Olga's Wissen mußte das geschehen, damit in dem Mädchen nicht verfrühte, vielleicht unnütze Hoffnungen geweckt würden. Gelang es auch die Räuber zu fassen, so folgte daraus noch nicht, daß ebenfalls das Geld zurückerlangt wurde. Wenn es aber doch geschähe — die Freude!

An der Chaussee blieb er wieder stehen. Eile hatte die Sache nicht. Ob er heute Abend oder morgen früh Schejin Bericht erstattete, war ja wohl einerlei. Auf Stunden kam es hier nicht an. Er konnte heute den Schnepfenanstand erst mitnehmen. Der Abend war wie angetan dazu, so mild und still und feucht. Er machte bereits einige Schritte in der Richtung zur Brücke. Mit einem scharfen Ruck kehrte er um. Kein Zögern! Nicht eine Minute sollte durch seine Schuld verloren gehen. Mit der größten Hast eilte er heim, der verwunderte Voi folgte ihm. Von weitem sah er, wie Olga sich eben zur Mutter begab. Das kam ihm gelegen. Im Jagdzeuge, wie er war, und mit dem Hunde trat er zu Schejin ein.

Nach etwa einer Stunde öffnete sich wieder die Tür. Okolitsch ging zurück in den Flecken, um sich bei dem alten Lehrer auf einen Tag, für den Notfall auf einige Tage zu beurlauben, und von dort weiter zur Poststation. Dann kehrte er nach Hause zurück, wo er der Mutter mitteilte, der Hauptmann Schejin müsse morgen in aller Frühe zur Gouvernementsstadt fahren, und er habe versprochen, ihn zu begleiten, um dem alten Herrn als Schutz zu dienen. Die Mutter fand das in der Ordnung und lobte den Sohn wegen dieses Entschlusses. Schejin sagte der Tochter dasselbe, und auch sie freute sich, daß der Vater diesmal den zuverlässigen Begleiter mitnehmen wollte. Der Tag war noch nicht angebrochen, als der Postwagen ankam und der Wirt mit seinem Mieter davonfuhr.

In der Gouvernementsstadt suchten sie die Wohnung des Staatsanwalts auf und waren so glücklich, den Herrn zu Hause zu finden und gleich vorgelassen zu werden. Der bejahrte Mann erinnerte sich noch der hauptsächlichsten Umstände des Einbruchs und hörte mit großer Geduld die Erzählungen und Erklärungen an, die Okolitsch gab. Der Jäger blickte etwas mißtrauisch auf ihn und fühlte sich einigermaßen beengt. Er fürchtete, auch der Staatsanwalt werde auf das Zeugnis des Hundes kein Gewicht legen oder dasselbe gar ins Lächerliche ziehen wollen. Es geschah jedoch nicht, und der erfahrene Wahrer des Rechts verzog

keine Miene, machte keine Anmerkung. Als Okolitsch geendet und Schejin hinzugefügt hatte, warum sie sich nicht an die örtliche Polizei wenden wollten, nickte er flüchtig mit dem Kopfe. Darauf trat langes Schweigen ein, währenddessen der Mann des Gesetzes mit halbgeschlossenen Augen saß, so daß in Okolitsch bereits der Verdacht aufstieg, er sei durch die Erzählung in einen höchst schläfrigen Zustand versetzt.

„Hat Nikifor nach dem Diebstahl bei Ihnen die Aborte gereinigt, Hauptmann?“ fragte endlich der Staatsanwalt eintönig, ohne die Augen weiter zu öffnen.

„Nein,“ versetzte Schejin.

„Sie haben ihn nicht rufen lassen?“

„Ich habe ihn schon ein Jahr nicht gebraucht. Ein anderer besorgt es.“

„Warum haben Sie einen anderen genommen?“

„Ich konnte es nicht mehr ertragen, daß er sich stets betrunken einfand. Er selbst war betrunken. Sein Knecht war betrunken. Die Arbeit wurde schlecht verrichtet, und des Zankens und Lärmens der beiden Betrunkenen war kein Ende.“

„Wußte auch Nikifor, daß Sie Geld in der Schatulle hielten?“

„Wie allen, so zahlte ich ihm das Geld direkt aus der Schatulle.“

„Sie sind der Mieter des Hauptmanns,“ wandte der Staatsanwalt sich ebenso eintönig an Okolitsch. „Nikifor hat also auch bei Ihnen die Reinigung besorgt. Haben Sie ihn dabei gesehen?“

„Ne,“ sagte Okolitsch. „Andrej Zomitsch war jedesmal so freundlich, mich im voraus zu benachrichtigen. Ich schloß dann zur Nacht sorgfältig die Fenster und Türen, hörte die Kerle lärmen und fluchen, ging aber deshalb nie hinaus.“

Wieder trat eine lange Pause ein, und beiden Besuchern wurde eigentümlich zumute. Sie wußten nicht, ob sie stillschweigend warten sollten, oder ob sie es wagen dürften, nach der Meinung des Staatsanwalts zu fragen.

Endlich richtete dieser sich auf und öffnete die Augen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilung, meine Herren,“ sprach er lebhafter. „Ich habe mir die Sache zurechtgelegt. Ich danke Ihnen vor allen Dingen dafür, daß Sie geraden Weges zu mir gekommen sind, ohne jemandem etwas zu sagen. Wir haben es in diesem Falle, wie Sie richtig bemerkten,“ — er verneigte sich leicht gegen Okolitsch — „mit einer gewiegten, abgefeimten Bande zu tun. Ich schließe es nicht allein aus der Sicherheit und Kühnheit des Vorgehens, sondern auch aus dem schlauen Manöver, daß die Kerle nicht in der Richtung ihres Wohnortes davonfuhren, sondern gerade entgegengesetzt, in den Flecken hinein. Ich finde Ihre Voraussetzungen und Schlüsse“ — er neigte wieder den Kopf gegen den jungen Mann — „unbestreitbar logisch und scharf. Ich zweifle daher nicht, daß wir auf der richtigen Spur sind, denn was den Hund anbetrifft, so bin ich der festen Überzeugung, daß der nicht irrt.“

Er erhob sich, ging an seinen Schreibtisch, warf einige Zeilen auf ein Blatt und schob dies in ein Kuvert, das er mit seinem Amtssiegel schloß. Dann kehrte er zu den Wartenden zurück.

„Sind Sie imstande, noch heute die Rückfahrt zu machen?“

„Falls wir hier nicht mehr nötig sind und Sie uns zu entlassen belieben,“ erwiderte Schejin, „so haben wir die Absicht, gleich auszufahren.“

„Tun Sie es. Sie treffen in der Nacht ein. Übergeben Sie morgen in aller Frühe dieses Kuvert dem Bezirksaufseher. Ist er nicht anwesend, so bemühen

Sie sich, seinen Aufenthalt ausfindig zu machen und auf jeden Fall noch am Vormittage das Kuvert sicher in seine Hände gelangen zu lassen. Aber sprechen Sie mit niemand ein Wort über die Sache. Sogar wenn der Bezirksaufseher Sie fragt, wie das Kuvert in Ihre Hände gelangt sei, zucken Sie die Achseln und sagen Sie, Ihnen sei Schweigen geboten. Übermorgen aber am Vormittage um zehn Uhr wäre es mir lieb, wenn Sie beide, ganz besonders Sie, Herr Okolitsch, sich im Hause oder Hofe des Bezirksaufsehers einfinden wollten, jedoch pünktlich um zehn. Darf ich darauf rechnen?"

„Verlassen Sie sich fest darauf.“

„Sonst habe ich nichts mitzuteilen. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Fahrt.“

Er verneigte sich und wandte sich seiner unterbrochenen Lektüre zu.

Schejin und Okolitsch verbrachten den größten Teil des Rückweges damit, daß sie zu erraten suchten, was der Staatsanwalt beabsichtige, und welche Weisungen an den Bezirksaufseher das Kuvert enthalten möge. Okolitsch war nicht zufriedengestellt. Der Staatsanwalt hatte ihm nicht recht gefallen. Die schläfrige Einförmigkeit und übergroße Ruhe desselben flößte ihm ziemlich wenig Vertrauen ein. Er fürchtete, daß der Mann trotz seiner bereitwilligen Schlussreden doch vielleicht die Sache von sich geschoben habe und dem Bezirksaufseher anheimstelle, geeignete Maßregeln zu ergreifen. Schejin war anderer Meinung. Er schloß aus dem Wesen und der Art des Staatsanwalts, daß sie es hier mit einem klugen Kopfe und entschiedenen, eisenfesten Charakter zu tun hätten. Er war überzeugt, daß im Kuvert mit der größten Bestimmtheit vorgeschrieben sei, welche Schritte der Bezirksaufseher tun solle.

Sie langten nach Mitternacht zu Hause an, und Okolitsch legte sich nicht einmal nieder. Er wusch sich, kleidete sich um, aß und saß dann ein Stündchen mit der Mutter bei der Teemaschine. Es fiel ihm schwer, ihr gegenüber das Geheimnis zu wahren. Er hatte bis jetzt noch nie vor ihr verheimlicht, was er tat und trieb. Allein er zwang sich. Er hatte ja dem Staatsanwalt das Versprechen gegeben, niemand einzuweihen, und das Versprechen wollte er erfüllen, ohne mit jemand eine Ausnahme zu machen. Als die Mutter sich dann nochmals zur Ruhe begab, ging er mit dem Kuvert fort, um zeitig zu erfahren, wo der Bezirksaufseher sich befinde, und ihm, falls es nötig sei, mit Postpferden nachzufahren.

Er hatte Glück. Der Beamte war zufällig zu Hause. Der bei ihm dejourierende Behtner, der sich in der Dienststube schlafend vorfand, erteilte die Auskunft und fügte hinzu, der Herr wolle um sieben Uhr morgens fortfahren und habe befohlen, ihn um sechs zu wecken.

Okolitsch machte einen Spaziergang durch die Gassen, sah, wie einige Exemplare der goldenen Jugend des Fleckens mit Lärm das Gasthaus Tschernows verließen und, ein Tanzlied singend, dazu pfeifend, miauend und bellend, im Marschtempo davongingen. Er sah, wie bald darauf der Aufseher Wolski mit einigen anderen jungen Herren ebenfalls von Tschernow kam, in sehr erregter Stimmung zu sein schien, laut stritt und zankte, und nachdem er sich kurz verabschiedet hatte, unzufrieden murmelnd, mit unsicheren Schritten den Weg nach Hause einschlug. Er stand dann auf der Brücke und betrachtete die Bauern, die zum Markte fuhren. Er gähnte und blickte jede Viertelstunde nach der Uhr. Die Zeit schlich wie eine Schnecke. Endlich war es sechs.

„Ein Herr?“ fragte der Bezirksaufseher mürrisch den Zehntner, der mit der Meldung eintrat. „Notwendig, sagt er? Jeder, der mit irgend einem Unfinn erscheint, versichert immer, er habe etwas Notwendiges. Nun, meinerwegen, mag er hereinkommen.“

Er war im Begriff, sich zu waschen. Ein Dienstmädchen stand mit einem Krüge neben ihm. Er hatte sich über die Schüssel gebeugt. Das Mädchen goß ihm etwas Wasser in die aneinander gepreßten hohlen Hände. Er netzte sich damit das Gesicht und den Kopf und schob dann wieder die Hände hin. Dabei sprudelte er ganz über die Gebühr, räusperte sich, stöhnte und machte einen Spektakel, als ob er jedesmal nicht mit einer Handvoll, sondern mit einem Eimer Wasser hantierte.

„Was haben Sie Notwendiges?“ fragte er unwirsch dazwischen. „Sagen Sie es schnell. Ich fahre gleich weg. Aufhalten lasse ich mich nicht. Aber warten Sie. Beim Waschen kann ich nicht hören.“

Okolitsch lächelte und schwieg, um das Ende der lärmenden Anfeuchtung abzuwarten. Eilig war die Sache ja nicht mehr, seitdem er den Aufseher vor sich sah, denn zu sagen hatte er nichts, und auf Bescheid machte er ebenfalls keinen Anspruch.

„Was stehen Sie da und reden nicht!“ fuhr der Beamte auf. „Sie stören mich und tun dann, als ob Ihnen der Mund zugenäht wäre.“

„Ich habe Zeit,“ versetzte Okolitsch.

„Aber ich habe keine Zeit, hole Sie der Teufel!“ schrie der Mann, indem er sich niedriger beugte. „Mascha, den Rest gieße mir auf den Kopf.“

Das Mädchen goß langsam. Er fing das von dem Wirbel niederfließende Wasser mit den Handflächen auf und rieb damit das Gesicht mit einer Art von Gebrüll. Der Krug war leer.

„Wenn er stumm ist, mag er gehen, woher er gekommen ist,“ sprach der Aufseher. „Zehntner, sage ihm, daß er sich packe.“

Er strich und preßte mit den Handflächen, um die Feuchtigkeit soviel wie möglich von den Haaren und der Haut zu entfernen, während das Mädchen das Handtuch von der Wand holte. Der Zehntner trat zu Okolitsch und begann leise:

„Sagen Sie schnell, Herr, was Sie nötig haben. Jetzt kann er schon hören. Sonst . . .“

Da hatte der Aufseher sich aber bereits aufgerichtet und das Handtuch empfangen. Indem er es ausbreitete, um es zu benutzen, kam er zum Fenster, wo der junge Mann stand.

„Was denken Sie sich eigentlich?“ fiel er dem Zehntner in die Rede. „Glauben Sie, daß ich — Ah, Sie sind es, Herr — Herr — richtig, Okolitsch! Sehen Sie, ich erinnere mich Ihres Namens. Entschuldigen Sie. Ich war gerade beim Waschen. Sie kommen wegen des Diebstahls bei dem Hauptmann Schejin? Ja, mein Herr, da gebe ich fast die Hoffnung auf. Abgehört habe ich mich wegen der Sache! Bei Gott, ich bin um ein halbes Rud leichter geworden. Dreiundvierzigtausend! Was ist das für ein schweres Geld! Aber wenig Hoffnung, wenig Hoffnung.“

„Ich habe Ihnen dieses Kuvert einzuhändigen,“ sagte Okolitsch mit einer Verbeugung.

„Was ist das? Von wem?“

„Ich habe nur den Auftrag, es Ihnen zu übergeben, und zwar heute am Morgen. Darum nahm ich mir die Freiheit, Sie zu stören.“

Der Aufseher warf das Handtuch über die Schulter und nahm das Kuvert näher an das Fenster.

„Vom Staatsanwalt! Gleich zu öffnen! Woher haben Sie das?“

Okolitsch befolgte buchstäblich, was der Staatsanwalt angeordnet hatte. Er zuckte die Achseln.

„Mir ist Schweigen geboten.“

Der Beamte öffnete und las.

„Da haben wir die Geschichte!“ rief er. „Morgen um zehn Uhr! Ja, sagen Sie mir, liebster Freund, wie soll ich alles das bis morgen um zehn Uhr zustande bringen? Und ich mußte eben in den Bezirk fahren. Ich bitte Sie um alles in der Welt, erklären Sie mir . . .“

„Herr Aufseher, ich versichere Sie, ich weiß nichts von dem, was im Schreiben steht. Ich sollte es Ihnen übergeben und schweigen.“

„Aber tun Sie mir die Gnade, teilen Sie mir . . .“

Okolitsch zuckte nochmals die Achseln, verbeugte sich und verließ den Raum.
(Fortsetzung folgt.)



Ein ungedruckter Brief Hebbels

Mitgeteilt von Hermann Bräuning-Oktavio-Darmstadt



Der folgende Brief Friedrich Hebbels, den der Geheime Kirchenrat Professor Dr. Gustav Krüger zu Gießen in seiner prächtigen Autographensammlung verwahrt, ist an den bekannten Shakespeare-Kritiker Professor Delius zu Bonn gerichtet und berührt Hebbels literarische Fehde mit F. Bodenstedt, dem Verfasser des dreibändigen Werkes: „Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Übersetzungen“ (Berlin 1858—60), die hervorgerufen worden war durch Hebbels Kritik des ersten Bandes („John Webster“) in der Wiener Zeitung 1858; vgl. Fr. Hebbels sämtliche Werke, hist.-krit. Ausgabe von R. M. Werner, Bd. XII (Berlin 1903) S. 139—164*), Hesse, Bd. XI S. 7—27.

Hebbel beugt sich in seiner ausführlichen Besprechung zwar vor dem „respektablen“ Übersetzungstalent Bodenstedts, aber seinen ästhetisch-kritischen Ansichten widerspricht er. Bodenstedt wollte, nach seiner Vorrede zum ersten Bande, durch vergleichende Charakteristiken der hervorragendsten Zeitgenossen Shakespeares und Übertragung ihrer eigentümlichsten dramatischen Schöpfungen neue Beiträge zur

*) Ich zitiere im folgenden nach dieser großen Ausgabe, füge aber in Klammern die Stellen der bei Hesse, Leipzig, erschienenen zwölfbändigen Ausgabe an.